

TAKEN PRINCESS

DU BIST MEIN

J. S. WONDA
BAND EINS



DARK ROMANCE



Nicht alle Kronen sind aus Gold und nicht jede
Prinzessin entstammt einem Königshaus.

Bitte lies diese Geschichte mit Bedacht. Die
enthaltenen Thrillerelemente und die dargestellte
Gewalt erinnern nicht gerade an ein zuckersüßes
Märchen.

Bist du sicher, dass du es wagen willst, aus deinem
sicheren Schloss in die brutale Realität einzutauchen?

Falls nicht: Niemand wird es dir übel nehmen, wenn
du dein Krönchen noch eine Weile behalten willst ...

... aber kannst du dann eine Königin werden?

PERSONENVERZEICHNIS



Crack (C) Scrilla alias Javier Ramirez
Sohn eines mexikanischen Drogenbarons
Lebt auch heute noch von Drogengeschäften

Ly Silver alias Dean West
Banker aus New York
Verschiebt illegal für seine Kunden Gelder

Wres Sawbuck alias Nolan Seyward
Ehemaliger Box-Champion
Gilt als tot

PROLOG



Schlag um Schlag traf meine Faust auf das blutige Gesicht des Mannes. Tiefer, immer tiefer drangen meine Ringe in sein Fleisch. Blut spritzte. Mir entgegen. Es war ein Fest. Ein rauschendes Fest.

Zum ersten Mal tötete ich, nachdem ich mein Leben lang davon geträumt hatte, es endlich zu tun. Zum ersten Mal gab ich mich ganz dem Tier hin, das schon immer in meiner Brust geschlafen hatte. Wie ein Wachhund, stets auf der Hut. Doch jetzt ließ ich ihn heraus.

Ließ das Feuer heraus, meine Wut, mein Elixier. Ich schöpfte Kraft, indem ich ohne die Hilfe irgendeiner Waffe meinen Widersacher auslöschte. Brutal. Langsam. Quälend.

Ein Lächeln zog sich über meine angespannten Züge. Ich wusste, dass es düster war, nicht wahnsinnig. Düster. Wie die Nacht, die uns umhüllte und die

Schreie des Mannes schluckte, den ich zu unidentifizierbarem Brei verarbeitete.

Sein Körper leistete mit jedem weiteren Schlag weniger Widerstand. Schließlich sackte er leblos zusammen. Ich spürte fast so etwas wie Enttäuschung, als ich mich aufrichtete, das Blut von meinen Händen rieb und mir das Gesicht säuberte.

Ich spürte Enttäuschung, dass die Leiche nun für immer eine bleiben würde.

Ein letztes Mal kickte ich gegen den Rücken des Mannes, der mich häufiger gequält hatte, als meine Schläge es jemals wettmachen konnten.

Mögest du in der verdammten Hölle schmoren, Vater.

Ein letzter Blick zu den erleuchteten Fenstern, hinter denen niemand ahnte, was gerade geschehen war. Ich wusste, dass sie von nun an in Frieden leben würden. Allerdings ohne mich.

»Komm schon.« Einer meiner zwei besten Freunde trat an mich heran. »Wir sollten verschwinden, bevor es zu spät ist.«

Ich nickte. Nur wenige Minuten später begann es zu regnen. Das Wasser wischte jede Blutspur fort, auch wenn ich mir gewünscht hätte, dass die Stelle neben dem Garagendach noch einige Zeit wie ein dunkles Grab schimmern würde und jeden, der vorbeiging, daran erinnern würde, was ich getan hatte.

Und was ich von nun an tun würde.

Morden.

SIE



Viele Jahre später

Wenn ich meinen Palast betrat, herrschte augenblicklich Stille. Die Männer drehten sich zu mir um, die Frauen verstummten und die Musik wurde leiser gestellt.

Ich genoss es, dass allein mein Erscheinen dafür sorgte, dass jeder Anwesende seinen Schwanz einzog. Und alle die, die keinen Schwanz hatten, senkten den Blick. Nicht ich regierte in dieser Halle, sondern die Angst, die ich verbreitete.

Ein guter Partner.

Das Bordell, das am Rande Washingtons in einer ausgedehnten, altmodischen Villa untergebracht war, verdiente seinen Namen wie kein zweites: *Dreams and Sins*.

Es gehörte zu meinen Lieblingshäusern, und es passierte oft, dass ich wie jetzt auf dem oberen Absatz

der geschwungenen Wendeltreppe innehielt, mich herumdrehte und den Anblick der Leute genoss, die für mich arbeiteten.

Die Fenster waren allesamt verhüllt und trotzdem war das Innere der Halle angenehm beleuchtet. Frauen – und Männer – kümmerten sich um die Gäste, brachten Getränke, gingen mit auf die angrenzenden Zimmer oder ließen sich für einen Strip bezahlen.

Zufrieden lächelnd wandte ich mich ab. Es gab für mich nur eine Form von Glückseligkeit; wenn alles nach meinem Plan verlief und nichts den Anschein weckte, dieser könnte gestört werden.

Dementsprechend fiel mein Lächeln in sich zusammen, als mir Paul auf dem Weg zu meinem Büro entgegenkam.

»Du hast Besuch«, begrüßte er mich ohne das übliche Küsschen auf beide Wangen. Paul war der einzige Mensch, der einen Schwanz hatte und mich berühren durfte. Er gehörte zu meinen engsten Vertrauten, nein, er *war* mein engster Vertrauter. Die meiste Zeit des Tages über tat er das, was man ihm auftrug. Die andere Zeit spielte er den Psychopathen, der er eindeutig war.

Das passte zu mir.

Jemand mit gesundem Menschenverstand überlebte nicht lange in meiner Nähe.

»Wenn mich nicht alles täuscht ...« Paul nestelte an seiner Unterlippe herum. Eine nervige Angewohnheit, derentwegen ich schon häufiger darüber nachge-

dacht hatte, ihm diese abzuschneiden. »Dann dürfte dieser Mann nicht hier sein.«

»Es ist auch noch ein Mann?«, fragte ich stöhnend und ging unbeirrt weiter auf das Zimmer zu, von dem aus ich alles Wichtige leitete.

»Und was für einer«, seufzte Paul. »Groß und muskulös und gut aussehend und ... tot.«

Ich hielt jäh inne. »Du hast ihn umgebracht?!«, zischte ich ihn an, was ihn beschwichtigend die Hände heben ließ.

»Quatsch, Sternchen, ich doch nicht.« Paul killte niemanden vor dem Mitternachtstee. »Hast du schon mal was von *Nolan Seyward* gehört?«

Ich nickte.

»Er wartet in deinem Büro.«

Meine Mundwinkel weiteten sich zu einem freudlosen Grinsen. »Dass Nolan Seyward lebt, ist ein Mythos.«

»Und dass er mehr Menschen auf dem Gewissen hat als die US Army, auch«, ergänzte Paul flüsternd. »Wenn er nicht in deinem Büro sitzen würde – aus dem er nicht mehr lebend herauskommt, sollte er dir etwas antun –, würde ich dir empfehlen, nicht mit ihm zu sprechen. Aber so ... rate ich dir nur, vorsichtig zu sein.«

Ich schnaubte. »Glaubst du etwa, ich komme nicht mit ihm zurecht?«

»Ich glaube, er wäre nicht ohne einen guten Grund hier, und er hat sich auch nicht abwimmeln lassen.

Also ... sei vorsichtig, Kleines.« Paul blieb neben meiner Tür stehen, als würde er sich nicht in das Innere hineintrauen.

Das verunsicherte mich. Schließlich hatte ich keinen blassen Schimmer, was jemand wie Nolan Seyward von mir wollte, und mir lag es fern, in eine Falle zu rennen.

»Gib mir deine Waffe«, verlangte ich leise von Paul, woraufhin er seine Glock aus dem Halfter zog und mir in die Hand drückte.

Paul war nicht nur mein engster Vertrauter, sondern arbeitete auch als Chef der Security. Jedenfalls in den drei späten Nachmittagsstunden, zu denen er nüchtern war. Ich hatte ihn vor vielen Jahren während seiner ›Arbeit‹ auf dem Männerstrich kennengelernt. Er war zwei Jahre jünger als ich, damals aber schon so kaputt, als hätte er drei abgefuckte Leben hintereinander gelebt. Ich suchte einen bedeutenden Zuhälter und Paul brachte mich auf seine Spur. Als ich diesen kaltblütig erledigte, gestand Paul mir, dass er mich völlig falsch eingeschätzt hatte, und blieb seitdem ungefragt in meiner Nähe. Er war der einzige Mann, der mich niemals fragen musste, ob er irgendetwas in meinem Beisein tun oder lassen durfte. Ich vertraute ihm durch und durch. Seitdem er nicht mehr anschaffen musste und weniger Drogen nahm, konnte man ihm glatt unterstellen, er wäre ein ganz normaler Homosexueller, der sein Geld damit verdiente, die Puffs frei von Idioten zu halten. Nur ich wusste, was

für ein Freak unter seiner freundlichen Fassade schlummerte. Und für seinen wahren Kern liebte ich ihn.

Ich umschloss die Pistole mit meiner Hand, stieß die Tür zu meinem Büro auf und ließ sie hinter mir ins Schloss fallen.

In meinen vier Wänden war alles wie sonst auch. Ich besaß nicht viel, denn ich brauchte nichts, um zu überleben. An der einen Wand hing ein großes Schwarz-Weiß-Plakat der Vereinigten Staaten, an der anderen stand ein Aquarium. Die Fische darin waren die einzigen Dinge auf diesem Planeten, die so etwas wie ein schlagendes Herz besaßen und mich beruhigen konnten.

In einem altmodischen Bücherregal befand sich meine Sammlung aus Comics, die ich nur aus Nostalgiegründen bei jedem Umzug ein- und wieder auspackte. Dahinter befand sich mein geheimer Safe, daneben der nicht geheime. Bis auf die Kommode, in der ich meine Kleidung aufbewahrte, und den Schreibtisch war der Raum leer.

Mein Besucher saß mit dem Rücken zu mir auf einem der zwei Stühle vor meinem Schreibtisch. Paul hatte nicht untertrieben. Noch nie zuvor hatte ich so viele Muskeln auf einem Haufen gesehen, die zu einem einzigen Menschen gehörten. Natürlich kannte ich Bodybuilder aus der Ferne, aber dieser Mann war anders. Sein Körper war sportlich, nicht übertrieben aufgepumpt.

Natürlich war die frei liegende Haut, die ich von hier aus sehen konnte, tätowiert. Aber mir blitzten weder Totenköpfe noch Schriftzüge entgegen. Ich konnte auf den ersten Blick in keinem der Muster ein einzelnes Motiv erkennen.

Das Eigentümlichste an Nolan Seywards Haltung war wohl, dass er völlig entspannt wirkte und sich nicht geregt hatte, als ich eingetreten war. Aus seiner Hand ließ er immer wieder einen Gegenstand fallen, der zurückfederte, und erst nach einigen Augenblicken begriff ich, dass es ein Jo-Jo war.

Das verriet mir, dass er nicht weniger durchgeknallt sein konnte als Paul, und ich fühlte mich gleich um einiges wohler.

Ich ging um ihn herum, während ich die Waffe auf ihn gerichtet hielt, und legte sie demonstrativ auf dem Schreibtisch ab. Die Mündung zeigte in seine Richtung.

Ich blieb stehen, statt mich zu setzen. Im Stehen überragte ich ihn gerade so um einen Kopf.

Er lächelte mich unverfroren an. Etwas an seinem Gesichtsausdruck verriet mir, dass er mich mit seinem Lächeln geradezu auslachte, und das gefiel mir ganz und gar nicht. »Bist du die Frau, die alle *The Princess* nennen?«

Seine dunkle Stimme ließ mir eine Gänsehaut über den Rücken fahren. Der ganze Mann war irgendwie nicht real.

»Bist *du* Nolan Seyward?«

»Ich *war* es.« Sein Lächeln ließ allmählich nach und er steckte sein Spielzeug zurück in die Tasche seiner dunklen Jeans. »Ich bin nicht hier, um Autogrammkarten zu verteilen. Spreche ich mit der Richtigen, oder hat man dich vorgeschickt, um mich zu testen?«

»Testen?«, fragte ich spöttisch. »Inwiefern?«

»Sag du es mir.«

Wut kochte in mir hoch. Noch nie war ich dermaßen unterschätzt worden. Ja, ich war jung. Ich sah nicht gerade wie eine Kriminelle aus, doch normalerweise *wussten* die Leute, wer ich war, und fragten nicht erst blöd. Dieser von den Toten auferstandene Nolan-Seyward-Verschnitt musste lange Zeit unter der Erde verbracht haben, wenn er mein Gesicht und den Namen dazu nicht kannte.

»Was willst du von mir?«, fragte ich knapp. »Und ich würde dir empfehlen, nicht um den heißen Brei herumzureden, du willst nicht, dass ich ungeduldig werde. Arbeit wartet auf mich.«

Der massige Kerl schmunzelte. Dann blickte er sich demonstrativ im Zimmer um, als würde er mich mit einem Blick fragen wollen: *Arbeit? Wo denn?*

»In drei Tagen findet eine große Spendengala im Jefferson Hotel statt. Einer der bedeutendsten Gäste hat dich kontaktiert. Ich will, dass du vergisst, was du ihm versprochen hast, und so tust, als hätte er nie auch nur deinen Namen gekannt.«

Langsam hob ich eine Braue. In meinem Rücken

tickte der Zeiger meiner Uhr unruhig vor sich hin. Es war später Nachmittag. Irgendetwas um vier, fünf Uhr. Und dieser Spinner kam hierher, offenbarte mir, dass er Dinge wusste, die kaum einer erfahren durfte, und verlangte zudem, ich solle auf den lukrativsten Job dieses Jahres verzichten?

»Wenn du es nicht tust, kann ich nicht dafür garantieren, dass du – oder die Frauen, die du dort hinschicken wirst – überleben.«

Ich presste den Kiefer zusammen. Diese Drohung kam unvermittelt und weckte die Lust in mir, ihm zu zeigen, *wer* hier irgendetwas nicht überlebte. »Du hältst dich für einen der ganz großen Jungs, oder?«, fragte ich säuselnd. »Wer sollte mich – oder meine Mädchen – angreifen wollen, und was bringt dich dazu, mir so offenkundig mit meinem Tod zu drohen?«

»Ich *drohe* nicht«, erwiderte er unbeeindruckt. »Ich *warne*. Ihr könntet ein Kollateralschaden werden. Wenn du weißt, wer ich bin, und eine Ahnung davon hast, was man sich über mich erzählt, wäre es klüger, du würdest mir glauben. Unschuldige Leben bedeuten mir etwas. Die deiner Frauen aus persönlichen Gründen noch mehr als die irgendwelcher anderen, die sich zufällig an den Ort verirren werden.«

»Was hast du vor?«, fragte ich zynisch lachend. »Willst du den ganzen Laden in die Luft jagen? Bist du hierhergekommen, um mir zu gestehen, dass du einen Anschlag planst, der sich gegen unsere *gesamte* amerikanische Führungselite richtet?«

Sein Gesicht verschloss sich, als hätte ich mit diesen Worten die Türen zugeknallt. »Vertrau mir einfach. Das ist alles, worum ich dich bitte.«

Er wollte sich aufrichten, doch ich griff nach der Waffe und richtete sie auf seinen Kopf. »Drei Millionen US-Dollar und wir sind im Geschäft.«

Der ehemalige Box-Champion betrachtete die Waffe in meiner Hand. Er war verharrt und antwortete nicht.

»Wenn du willst, dass ich meine Frauen hierbehalte, zahlst du mir das Doppelte von Caulfield. Alles klar? Und wenn es dir doch nicht so wichtig ist, verpiss dich. Und hoffe, dass ich dir auf deinem Weg nach draußen nicht in den Rücken schieße.«

Nolan Seyward blieb ein paar Sekunden erstarrt sitzen, dann ließ er sich in den Stuhl zurückfallen, faltete die Hände im Schoß und blickte ironisch zu mir auf. »Schon mal überlegt, wie langweilig es ist, jemanden mit einem einzelnen Schuss aus einer Pistole zu töten?«

Ich blinzelte. *Wie bitte?*

»Es ist nicht von Nachteil, im Notfall mit einer Waffe umgehen zu können, aber es ist tierisch langweilig. Als würde man eine Krücke benutzen, um zu laufen. Ich habe mehr Menschen getötet, als in diesem Haus versammelt sind, Prinzessin, und wenn du glaubst, mir macht eine einzelne Waffe in den Händen eines kleinen Mädchens etwas aus, irrst du dich.«

Ich verspürte die größte Lust, ihm zu beweisen,

dass eine einzelne Waffe ihm durchaus etwas *ausmachen* konnte. »Auch dein Schädelknochen ist nicht aus Stahl, tot geglaubter Mann.«

»Und dein Körper nicht aus Platin«, brummte er. »Nimm die Waffe herunter, lass mich gehen und halt dich am Wochenende vom Jefferson Hotel fern. Ich bin als Freund gekommen und habe kein Interesse daran, als Feind zu gehen.«

»Ich habe keine Feinde.«

Seine Mundwinkel zuckten. »Sicher, dass du da nicht versuchst, dir etwas schönzureden?«

»... da sie alle nicht mehr leben. Also, was willst du wirklich von mir? Deine Samaritergeschichte nimmt dir auf drei Meilen niemand ab, und ich würde dir empfehlen, langsam Klartext zu sprechen, denn eine Waffe ist für *mich* keine Krücke.« Das stimmte nicht ganz. Ich hasste es, eine benutzen zu müssen, und ich fragte mich, woher Nolan Seyward das wusste.

»Ich habe dir alles gesagt.« Als er sich aufrichtete, wusste ich, dass ich schießen musste. Ja, es gab eigentlich keine andere Option. Aber ihn zu töten, würde auch bedeuten, das ungeklärte Rätsel in den Tod zu schicken, weshalb er hier war. Oder noch lebte. Oder behauptete, die Gerüchte über ihn würden stimmen. Meine krankhafte Neugierde hatte sich noch nie so sehr gezeigt wie bei diesem Mann. Konsequenterweise sollte ich ihm ins Bein schießen, ihn damit kampfunfähig machen und foltern.

Aber etwas sagte mir, dass ich auf diese Weise nie-

mals an mein Ziel kommen würde. Es gab nur eine Möglichkeit. Ich musste meinen einzigen Vorteil ausspielen.

Den Vorteil, eine Frau zu sein.

Als er sich schon zur Tür wandte, ohne der Waffe in meiner Hand größere Bedeutung beizumessen, legte ich sie geräuschvoll auf meinem Schreibtisch ab und trat darum herum.

»Bitte«, sagte ich nur.

Er hielt inne.

»Wenn dir etwas an ... unschuldigen Menschenleben liegt«, es fiel mir schwer, dieses Wort auszusprechen, denn es gab schlicht und ergreifend keine unschuldigen Menschen, »dann sag mir, worum es dir wirklich geht. Ich gehöre nicht zu dem Typ Frauen, die dahergelaufenen tätowierten Männern blind vertrauen, verstehst du das? Wenn dein Besuch also wirklich nur den Zweck hatte, den du vorgibst, dann brauche ich mehr. Mehr Informationen.«

Als er sich wie in Zeitlupe zu mir umdrehte, fragte ich mich, wie ich so dumm gewesen sein konnte, die Pistole abzulegen. Zwar lag sie in Reichweite, aber Nolan Seyward musste nur einen Satz machen, um mich zu erreichen.

»Ethan Matthewson«, begann er tonlos, »wird dir so oder so nie das Geld für die Frauen zahlen.«

»Warum nicht?« Ich reckte mein Kinn. *Worum zur Hölle geht es hier?*

Der Box-Champion kam näher. Er löste damit eine

eigenartige Reaktion in mir aus. Den Drang, ebenfalls auf ihn zuzugehen, bis er mich berührte. Ich verscheuchte den Gedanken wie eine lästige Fliege.

Nolan blieb stehen und blickte auf mich herab. Seine Augen waren dunkelbraun, fast schwarz. Er trug eine lockere Cargohose und ein enges schwarzes Shirt unter der offenen, die Ärmel hochgeschobenen Sportlerjacke. Dazu schwarze gebundene Schuhe, die ihm über die Knöchel reichten. Im Gegensatz zu seinem Körper wirkte seine Kleidung geradezu schlicht, aber erst jetzt, als meine Augen an ihm hinab- und wieder hinaufwanderten, wurde mir klar, dass dieser Typ neben allem anderen vor allem Stil besaß. Vermutlich ohne sich dessen wirklich bewusst zu sein. Seine massive Gestalt hüllte mich in Schatten. Vor ihm fühlte ich mich schutzlos und ausgeliefert. Ebenfalls eine Emotion, die ich nicht kannte. »Weil er sterben wird«, riss er mich mit seinen Worten aus den Gedanken. Seine Stimme hatte einen tiefen, beruhigenden Ton, der nicht zu dem passte, was er sagte und von mir verlangte. »Und während er das tut, sollten deine Frauen nicht in seiner Nähe sein. Es wird kein ... sauberer Tod, verstehen wir uns?«

Ich schüttelte den Kopf. Mir fiel nicht mal mehr eine Erwiderung ein, so sehr wirkte seine Präsenz auf mich.

»Tu einfach, was ich sage, Prinzessin, und verschwende keine deiner wertvollen Ressourcen für ein Geschäft, das eh platzen wird.«

»Ich denke, du solltest dir einen anderen Tag aussuchen, an dem du ihn killst. Nichts für ungut, aber meine Verabredung mit Ethan stand schon, bevor er überhaupt wusste, dass er an diesem Wochenende in Washington sein wird. Was bedeutet, dass ich nun mal vor dir kam. Verschieb deine Killerlaune einfach um ein paar Tage.«

Nolans Mundwinkel zuckte amüsiert, was mich maßlos zu ärgern begann. Hielt er mich für ein kleines Kind? Nur weil ich *klein* war? Und noch keine Falten im Gesicht hatte?

Meine Bewegung folgte plötzlich aus Reflex. Zwar hatte ich als Erste nach meiner Waffe gegriffen, aber Nolan hatte mich fast in demselben Moment gepackt. An den Haaren, was völlig eigentümlich war, denn ich hatte nie zuvor bemerkt, dass sie sich für einen solchen Angriff eigneten.

Während ich ihm die Pistole in den Schritt rampte, zerrte er meinen Kopf nach hinten. Er war dabei komplett über mir. Als würde er mich einnehmen. Als läge ich am Boden und würde nicht aufrecht stehen.

Sein Atem streifte die Haut meines Gesichts und meine Nackenhaare stellten sich auf. Ich fragte mich, wie es sein würde, wenn er noch fester zupackte, und gleichzeitig, warum ich nicht endlich schoss und diesen Kerl kastrierte.

»*Meine* Sache stand schon, bevor du überhaupt volljährig wurdest«, raunte er dunkel, ohne den amü-

sierten Zug um seine Lippen zu verlieren. »Das hier ist kein Spiel, bei dem du die Schachfiguren verschieben kannst. Ich *will nicht*, dass ihr sterbt. Ihr seid mit einer der Gründe, weshalb ich ihn – und andere – überhaupt töten werde. Komm mir dabei nicht in die Quere, und hör auf mich, auch wenn es dir tierisch zu missfallen scheint, dass ein Mann dich versucht zu beschützen. Kann ich jetzt gehen, ohne dass du mich kastrierst, und dich loslassen, ohne dass du in meinen Armen schmilzt?«

Seine letzten Worte entlarvten mich mehr, als mir recht war. Mein Finger zuckte um den Abzug, und ich beneidete ihn plötzlich darum, wie angstfrei er war. Ich wäre mir selbst nicht mit solchen Sprüchen begegnet, denn ich übertrieb nicht. Das war das erste Mal überhaupt, dass jemand mich – auch noch in meinem eigenen Haus! – provozierte und ich nur planlos dastand und nichts tat. Mein Herz schlug laut, und mir war klar, dass ich mich wie ein naives Mädchen anstellte. Etwas, das sich plötzlich gar nicht mehr so schlecht anfühlte.

Als Nolan mich losließ, taumelte ich zurück. Die Waffe ungebraucht in meiner Hand. Die Wut auf mich selbst kaum kontrollierend.

Ein letzter Blick in meine Augen und Nolan verließ das Zimmer. Es vergingen einige Minuten, die sich anfühlten wie das Abfackeln einer langen Benzinspur, dann ging ich in Flammen auf.

Ich schrie so laut, dass Putz von der Decke rieselte,

und warf die verschissene Waffe mit einer solchen Wucht an die gegenüberliegende Wand, dass sie einen tiefen Krater in die Tapete schlug.

Ich schrie und tobte, wie ich es selten zuvor getan hatte. Was war gerade passiert? Wie hatte ich mich so wenig unter Kontrolle behalten können? Warum erlaubte ich es einem *Mann*, in mein *Haar* zu fassen, als wäre ich seine kleine, arme Sub, die nur darauf wartete, dass er seinen Schwanz in meine Körperöffnungen steckte?

Es musste an meinen weiblichen Hormonen liegen. Etwas, das selbst ich nicht kontrollieren konnte. Denn der Gedanke an Nolan Seywards Schwanz sorgte nicht für Ekel in meinem Kopf.

Und das war das Irritierendste und Abartigste an der gesamten Sache, die gerade gelaufen war.

Die Tür wurde aufgeschlagen. Paul stand vor mir und starrte mich panisch an. Schnell scannte er meinen Körper, überprüfte ihn auf Verletzungen.

Als ich nichts anderes tat, als dazustehen, heftig zu atmen und mich selbst zu hassen, hob er die Pistole auf, kam auf mich zu und überprüfte sie währenddessen.

»Herzchen, die ist geladen«, sagte er sanft. »Und alles scheint in Ordnung zu sein.«

»Ich weiß«, presste ich zwischen den Zähnen hervor und bewegte mich noch immer nicht.

»Was ist denn passiert?«

»Ich *will*«, begann ich langsam und starrte wei-

terhin stur geradeaus durch die offen stehende Tür, hinaus auf den Flur, »dass du mir etwas zum Abreagieren besorgst. Ich will jemandem die Haut abziehen. Irgendjemandem, der es besonders verdient. Und dann will ich, dass du mir Bill und Hank mit einem weiblichen Gast in Zimmer vier bringst. Hast du mich verstanden?«

»Wie viel Zeit lässt du mir für Ersteres? Denn ich habe gerade niemanden an der Hand, der deine Liebe zu scharfen Gegenständen kennenlernen muss.«

»Dann finde jemanden!«, herrschte ich, woraufhin er zusammenzuckte, die Waffe nahm, an seinem Körper verstaute und endlich verschwand. Ermattet sank ich gegen meinen Schreibtisch.

Ich sollte auf Ethans Deal verzichten?

Für wen hielt dieser Nolan mich eigentlich, dass er glaubte, ich würde auch nur eine Sekunde darüber nachdenken, auf ihn zu hören?

ER



Als ich die Tür zu meinem alten Buick zuschlug und mich hinter das Lenkrad sinken ließ, spürte ich erst, wie schwitzig meine Hände waren. Nur ein kurzer Blick zu der alten Kolonialstilvilla, deren Fenster allesamt rot verhangen waren, reichte mir, dann trat ich aufs Gas.

Dass das verrückte Mädchen mir nicht doch noch aus ihrem Bürofenster in den Rücken geschossen hatte, grenzte an ein Wunder.

»Und? War sie da?« Cira setzte sich auf der Rückbank auf. Ich hatte von ihr verlangt, dass sie im Wagen wartete, auch wenn sie das Bordell bereits von innen kannte. Aber niemand musste wissen, dass sie zu mir gehörte.

Als Antwort brummte ich zustimmend.

»Was würdest du nur ohne mich tun?«, säuselte das junge Ding und stützte sich mit beiden Ellenbogen auf die Rückenlehnen der Vordersitze. »Gib's zu, dich

quält es, dass ein großer, böser Mann wie du auf mich angewiesen ist, oder?»

Mich quälte vor allem, dass Cira noch immer auf der Straße lebte, obwohl sie es nicht musste. Andererseits erfuhr sie nur so Dinge, von denen ich sonst nie etwas mitbekommen hätte. Zum Beispiel, dass Ethan Matthewson bei einer Frau, die man *The Princess* nannte, Huren für die Spendengala am Wochenende gebucht hatte. Ich wäre ohne Cira kläglich daran gescheitert, herauszufinden, zu wem dieser Deckname gehörte.

Zumindest hätte ich viel zu lange dafür gebraucht.

Die junge Mexikanerin, die aussehen konnte wie dreizehn Jahre, wenn sie es darauf anlegte, aber das Mundwerk und die Ausdrucksweise einer Mittzwanzigerin besaß, drückte sanft meine Schulter, als ich nicht reagierte. »Kann es sein, dass ich dich noch nie so ver-spannt erlebt habe?«, fragte sie mich besorgt.

»Kennst du sie?«

»Die Prinzessin?«

»Ja.«

»Nein. Ich habe gehört, man solle sich lieber von ihr fernhalten, und zur Abwechslung habe ich diesem Gerücht vertraut.«

»Das war wohl auch besser so.«

»Erzähl mir von ihr«, beschwor Cira mich neugierig. »Wie sieht sie aus?«

Ich schüttelte den Kopf, um den Anblick der Prin-

zessin aus meinem Kopf zu vertreiben. Das war allerdings nicht so leicht. »Sie ist klein.«

Als ich nichts weiter sagte, stöhnte Cira auf. »Ehrlich jetzt? Das ist alles?«

»Sie ist klein, schlank und rothaarig. Sie sieht aus wie eine Puppe und hält eine Pistole in der Hand, als wäre sie ein Schmuckstück, das Puppen eben so mit sich herumtragen.«

»Und sie hat sie nicht benutzt?«

»Nein. Ich konnte sie einschüchtern. Oder ihre Neugierde wecken. Ich denke, es war Letzteres.«

»Wow. Die Leute erzählen zwar einiges, aber niemals etwas allzu Kritisches. Als hätte das Mädels überall Ohren und würde sofort eine Armee blutrünstiger Wres-Killer losschicken, um ihre Feinde zu eliminieren.«

Blutrünstiger Wres-Killer ... »Du weißt also, dass sie jung ist?«

»Sonst hieße sie die ›Queen‹, oder?«

Ich schmunzelte. »Möglich.«

»Oh, war das ein Lachen?« Cira kniff mir in den Oberarm und setzte sich wieder zurück nach hinten. »Ich sollte jeden Tag, an dem ich dich lachen sehe, in einem Kalender markieren. Nur so für meine Psychoschadenstatistik.«

Ich hatte es längst aufgegeben, zu analysieren, wie Cira, die mehr Scheiße als ich durchgemacht und jahrelang auf dem Strich ihren Körper gegen Nahrungsmittel für ihre Familie eingetauscht hatte, reden und

quatschen konnte, als wäre das Leben ein Kinofilm. Deswegen brauchte ich sie zurzeit in meiner Nähe. Sie war der letzte Anker aus meiner Vergangenheit, der mir geblieben war. Eine neue Ära hatte für mich begonnen.

Die Zeit, in der ich meinen Alleingang antrat.

»Soll ich dich wieder in Hill East rauslassen?«

Cira antwortete verzögert, weil sie an ihrem Handy herumgetippt hatte. »Hm? Ach so, ja, tu das.«

»Du weißt, dass du bei mir schlafen könntest.«

»Du lebst in einem Ein-Raum-Apartment und deine einzige Couch ist selbst für mich zu klein.«

»Ich würde auf dem Boden schlafen.«

»Das ist wirklich süß von dir, Kuschelbär, aber ich brauche nachts meine gewohnte Umgebung.«

Ich wusste, dass es mich nichts anging, aber die Kleine hatte mir schon zu häufig das Leben gerettet, als dass mir ihres egal wäre. »Was findest du an diesem Wichser bloß?«

Cira steckte das Handy in ihre Seitentasche, als ich rechts ranfuhr, und lächelte mich über die spiegelnde Frontscheibe an. »Gar nichts. Und es ist nicht das erste Mal, dass ich es dir sage, aber ein Pizzajunge birgt eben nicht so viel Gefahrenpotenzial. Ich schätze den Ausgleich.«

»Er könnte dich nicht mal vor einer Spinne beschützen.«

»Aber für so etwas habe ich doch dich.« Sie beugte sich von hinten vor, drückte mir einen Kuss auf die

Wange und streifte mit den Lippen mein Ohr. »Du weißt, dass ich heimlich in dich verliebt bin.« Dann lachte sie fröhlich und verschwand aus meinem Wagen.

Ich fasste an die Stelle, an der ihre Lippen meine Haut berührt hatten, und sah ihr nach, als sie ihren albernem Loverboy stürmisch umarmte. In der Nähe hatte sie sich ein WG-Zimmer gemietet, aber ich wusste, dass sie eigentlich nie dort schlief.

Da sie es zwar immer schaffte, sich aus Schwierigkeiten rauszuhalten, sich aber wie ein rebellischer Teenie die meiste Zeit mit Losern und Drogendealern umgab, hätte ich sie lieber die Nächte über bei mir gehabt.

Vermutlich kannte sie das Gefühl eines festen, sicheren Wohnsitzes nicht und fühlte sich in einem solchen zu schnell eingeeengt. Für mich war sie noch immer die Zwölfjährige, die ich aus einem Käfig hatte befreien wollen, auch wenn sie das junge Alter nur vorgegeben hatte. Etwas verband mich mit diesem Mädchen.

Ich wollte nicht, dass jemand dieses Etwas zerstörte.

In meiner Wohnung angekommen stieg ich, ohne das Licht anzuschalten, unter die Dusche. Um meine Aktion zu planen, war ich kurzerhand von New York nach D.C. gezogen. Hier war die Miete um ein paar Hundert Dollar günstiger und die Wohnung weniger zerfallen. Ein separates Badezimmer besaß sie

trotzdem nicht. Jemand hatte beim Ziehen der Wände irgendwann aufgegeben und vor die Nische in der Wand, in der Dusche, WC und Waschbecken eng beieinander standen, einfach nur einen Vorhang gehängt.

Dafür war die Aussicht besser. Aus dem zehnten Stock blickte ich bis zum Obelisken.

Ich zog leichte Joggingsachen an und beendete den Tag mit einem kurzen Training. Der Sport begleitete mich, seitdem ich denken konnte, und es verging kein Tag, an dem ich meinen Körper nicht in Form hielt. Doch da ich frisch geduscht war, tat ich nichts, das mich schwitzen lassen würde. Hinter der großen Fensterfront glitzerte die Stadt, während ich meine Muskeln dehnte.

Nach fünfzehn Minuten richtete ich mich auf. Dabei fiel mein Blick auf die zwei Bilderrahmen, die neben meinem Bett auf dem Nachttisch standen. Ein Lichtschein, der reflektierte, dann lagen die Bilder wieder im Dunkeln.

Ich griff nach einem davon und konnte ein halbes Grinsen nicht unterdrücken, als ich an den Moment zurückdachte, als das Foto entstanden war. Meine Freunde und ich, als wir das erste und letzte Mal in das Objektiv einer Kamera lächelten, als wären wir nichts anderes als ein Bräutigam mit seinen zwei Trauzeugen. Doch wir waren etwas anderes.

Und dieses Bild sorgte für einen Stich in meiner Brust nur bei dem Gedanken, dass ich das Kommende würde alleine erledigen müssen. Ich gönnte es meinen

Freunden, sich dieses Mal rauszuhalten, und ich wollte es so. Trotzdem hoffte ich, dass ich meinen Plan überleben würde – denn meine Zeit mit den zwei Hornochsen war noch lange nicht vorbei. Ich wollte meinen Job erledigen und zurückkehren – ohne zwischendurch einen Urlaub im Gefängnis einlegen zu müssen.

Als ich den Bilderrahmen wieder zurückstellte und dabei ein klackendes Geräusch verursachte, war es, als würde ich einen Windzug spüren.

Eine Bewegung.

Ein unsichtbarer Schatten.

Der Gedanke, sich schnellstmöglich hinters Bett zu werfen, bevor mich die Kugel durchbohren würde, loderte in meinem Kopf auf, doch dann tat ich nichts weiter, als die Nachttischlampe anzuschalten.

Die Prinzessin lehnte neben der Tür.

Die Hände vor der Brust verschränkt, das eine Bein vor dem anderen überkreuzt. Sie wirkte größer, weil die Schuhe, die sie trug, zehn Zentimeter hohe Absätze hatten. Im Gegensatz zu der Begegnung vor zwei Stunden trug sie ein aufreizendes, eng anliegendes Kleid. Der Stoff glänzte, als wäre er feucht. In ihren wilden rötlichen Haaren waren einige Strähnen geflochten. Und über ihren rechten Arm zog sich ein kaum sichtbares Tattoo, das in hellen Farben gestochen worden war.

Ihr Blick war durchdringend. Wie der eines Adlers, der seine Beute erspähte. Ich glaubte zwar nicht,

dass sie mich für ein Nagetier hielt, aber ihre unverfrorene Maske funktionierte gut. Vermutlich wusste sie nicht, wie weiblich ihre Züge wirken konnten, wenn sie sie nicht durch ihre aufgesetzte männliche Härte ersetzte.

Dass sie hier war, war ein gutes wie ein schlechtes Zeichen. Es bedeutete einerseits, dass ich nicht bemerkt hatte, wie sie mir gefolgt war, andererseits hätte sie mich längst getötet, wäre es ihr darauf angekommen. Wieso ich überhaupt auf die Idee kam, dass sie dem Morden nicht abgeneigt war, wusste ich noch nicht. Nur weil eine Frau mehrere Bordelle besaß, bedeutete das im Umkehrschluss nicht, dass sie auch bereit war, jemanden zu töten.

Vielleicht hatte ich mich zu lange ausschließlich mit Kriminellen umgeben, um mir vorstellen zu können, eine Branche wie ihre könnte frei von Gewalt sein.

»Warum war es so einfach, dir und diesem Kind zu folgen?«, fragte sie in einem Befehlshaberton, als wäre ich ihr Rechenschaft schuldig.

»Weil du dabei alleine warst. Ich achte nicht auf kleine Mädchen, die mir folgen.«

Sie schnaubte. »Ich bin immerhin größer als deine kleine Freundin. Ist sie deine Tochter? Dann hättest du wohl kaum zugelassen, dass sie sich mit einer Pickelfresse vergnügt, oder?«

»Was willst du hier?«

»Ich habe nachgedacht.« Sie stieß sich von der

Wand ab und stolzierte munter auf mich zu. »Wir beide haben gegenteilige Interessen, was diesen Samstag angeht, und einer muss dem anderen weichen. Da du bisher keine Anstalten gemacht hast, dich zurückzunehmen, bin ich hier, um dich dazu zu bringen.«

Ich blickte ihr für ein paar Sekunden in die Augen. Sie hielt meinem Augenkontakt stand, und doch spürte ich unterbewusst, dass es sie Überwindung kostete. In ihrer Miene las ich folgende Entscheidung ab:

Er wird tun, was ich sage.

Wenn er es nicht tut, werde ich ihn bestechen.

Ist er völlig desinteressiert an meinen Bestechungsgeldern, dann bringe ich ihn um.

Ich hatte keine große Lust, zu sterben. Vor allem nicht, *bevor* alles begann.

»Weißt du, was man sich über mich erzählt?«, fragte ich und ging langsam auf die Prinzessin zu.

Ich rechnete in jedem Moment damit, dass sie eine Waffe zog. Wenigstens konnte ich sicher sein, dass kein Scharfschütze durch meine unverhangenen Fenster auf mich zielte, denn es gab in der Umgebung kein höheres Gebäude.

»Ich höre nicht auf das, was sich andere erzählen«, gab sie desinteressiert zurück.

»Ah, gut. Das wäre auch alles maßlos untertrieben.« Ich erreichte sie und tauchte sie erneut in Schatten. Mit ihren hohen Schuhen war sie nur einen Kopf kleiner als ich, aber sie wirkte zerbrechlich wie eine

Puppe. »Ich bin nicht der größte amerikanische Box-Champion aller Zeiten geworden, weil ich mich mein Leben lang aus Kämpfen herausgehalten habe. Ich habe früh gelernt, wie ich meine Fäuste und später meinen ganzen Körper gegen die Leute einsetze, die sich mir entgegenstellen. Als ich von meinem Trainer entdeckt wurde, fand ich ein Ventil. Doch ich führte keinen einzigen Kampf, um ihn zu verlieren. Und das habe ich auch nicht. Du erwartest hoffentlich nicht, dass ich heute damit anfangen werde.«

»Tja, schade, dass man dich vermutlich genau deswegen bei der Siegerehrung abgeknallt hat.«

»Ich stehe lebend vor dir.«

»Deine Trauergeschichte interessiert mich nicht. Halt dich einfach von der Spendengala fern, vielen Dank.« Sie wollte sich zur Tür abwenden, doch ich umschloss mit einer Hand ihre Schulter. Es war, als würde sich ein Raubtier zum Angriff aufbäumen, so stark spürte ich die Anspannung durch ihre Muskeln jagen.

»Du bist wirklich mutig, mich immerzu anzufassen«, wisperte sie kaum hörbar. »Normalerweise überlebt das niemand.«

»Vielleicht mag ich das Extrem.«

Mit diesen Worten entlockte ich ihr eine weitere körperliche Reaktion, und ich fragte mich plötzlich, ob sie wirklich nur hierhergekommen war, um mich dazu zu bringen, mich von der Gala fernzuhalten. Oder ob es nicht einen ganz anderen Grund dafür gab. »Du

hast Angst, gib es zu«, raunte ich und blieb gleichzeitig wachsam, falls sie eine Waffe ziehen würde. »Es ist riskant für dich, hierherzukommen, aber du hast es getan. Vermutlich nicht in der Hoffnung, mich umstimmen zu können, so dumm bist du nicht. Also, was willst du dann? Mich reinlegen? Meine Wohnung verwanzeln?«

Ihre Lippen bebten vor Wut, dann wusste ich, dass ich schon viel zu lange gezögert hatte. Kurzerhand packte ich sie, zwängte sie unter meine Achsel und hielt ihre Hände fest. Sie schrie und keifte und hatte doch so wenig eine Chance gegen mich wie eine Fliege. Ich schleppte sie zu meiner Trimmstange im Türrahmen, riss ihre Arme hoch und fesselte sie blitzschnell mit einem Kabelbinder daran. Zügig untersuchte ich ihre Jacke nach Waffen. Als ich keine fand bis auf ein kleines Taschenmesser, fluchte ich innerlich. Was auch immer die kleine Diva bei mir wollte, sie hatte einen Plan, den ich noch nicht verstand.

Ich band auch ihre Füße zusammen und fixierte sie am bodennahen Lüftungsschacht, sodass sie stramm vor mir hing und vorerst nichts mehr tun konnte.

Dann zog ich zügig die Vorhänge zu, schaltete das Deckenlicht an und blickte mich im Raum um.

Mein Einrichtungsstil war nicht ungemütlich, nie. Auch pflegte ich eine penible Ordnung: Da ich wenig besaß, fiel es mir besonders leicht. In der Küche befanden sich die meisten beweglichen Gegenstände, die

in meinem Besitz waren. Ohne der Prinzessin einen Blick zu widmen, suchte ich alle Gegenstände in meinem Zimmer ab, an denen sie etwas versteckt haben könnte.

Eine Wanze, einen Fernzünder, irgendeinen anderen kranken Scheiß.

Als ich nichts fand, trat ich wieder vor sie.

Sie hatte nicht einen Laut von sich gegeben, obwohl ich ihren Mund nicht geknebelt hatte, und blickte mich auch jetzt wortlos an. Etwas in ihren funkelnden grünen Augen setzte sich als unkontrollierte Lust mitten in meinen Schwanz. Das letzte Mal, dass ich eine Frau nicht hatte einschätzen können und sie trotzdem so eine Wirkung auf mich gehabt hatte, war einige Zeit her.

Bei der Prinzessin war es anders. Ich sah sie an und konnte nicht sicher sein, dass sie nicht jeden Moment in Flammen aufgehen würde. Flammen, die mich nicht nur anfackeln, sondern verbrennen würden.

Als ich vor ihr stehen blieb und erneut begann, sie abzutasten, beschleunigte unerwartet ihr Atem.

Scheiße, das bilde ich mir doch nicht ein.

Ich überprüfte ihre Oberarme und wanderte schließlich zu ihrer Brust. Plötzlich wollte ich nicht mehr ihren Körper erkunden, während sie ausgeliefert vor mir am Türrahmen fixiert war. Nicht, wenn ich nicht wusste, ob sie es wollte.

Ich ließ die Hände sinken und blieb eine ganze Weile vor ihr stehen. »Warum bist du wirklich hier?«

»Warum warst du wirklich in meinem Büro?«

»Den Grund habe ich dir schon genannt.«

»Niemand wäre so leichtsinnig, irgendeine Fremde einzuweihen, wenn er etwas derart Großes plant, wie du es zu planen scheinst. Nur um ›ein paar Leben zu schützen‹.«

»Wenn du das unter Leichtsinn verstehst, bin ich leichtsinnig.«

Sie atmete zischend ein. »Solche Menschen wie dich gibt es nicht mal im Kino.«

»Als Puffmutter kann ich deine Bedenken verstehen, aber du kannst mir ganz einfach *glauben*.«

»Ich bin keine ›Puffmutter‹!«, zischte sie und reckte ihr Kinn. »Ich bin sehr viel mehr als das, und du solltest mich langsam losmachen, bevor du dieses *Mehr* zu spüren bekommst!«

Ich grinste. »Sicher, dass du das überhaupt willst?« Langsam ließ ich meinen Daumen an ihrem Hals entlangwandern und wunderte mich nicht, als sie unter meiner Berührung zu erlahmen schien, als würde allein mein Finger ihre Haut in Flammen setzen. Ihre körperliche Reaktion, gepaart mit dem Funkeln in ihren Augen, schickte einen gierigen Impuls in meinen Schwanz.

Sie in dieser Position zu vögeln hätte etwas durchaus Krankes und sehr Befriedigendes an sich.

»Denk nicht mal dran«, sagte sie mit bebender Stimme, als ich mit meinem Daumen zu ihren Lippen wanderte.

»Habe ich schon.« Ruhig atmend beugte ich mich vor, doch sie drehte den Kopf zur Seite.

»Wegen solcher Wichser wie dir stehe ich ausschließlich auf Frauen«, murmelte sie, als sie wütend zur Seite blickte. »Um mich zu ficken, müsstest du mich schon losmachen, und ich garantiere dir, dass du es nicht überleben wirst.«

Ich lachte. *Dieses Mädchen steht auf Frauen.* Klar. »Gut, wie du meinst.« Ich streckte meine Hand nach ihren Handgelenken aus und tat so, als würde ich ihre Fesseln lösen wollen, doch in Wirklichkeit schob ich meine andere Hand in ihren Nacken und überdehnte ihn schmerzhaft. Nur ein paar Zentimeter weiter und ihr Genick würde brechen. Bewundernd registrierte ich, dass sie nicht schrie.

Vielmehr glühte ihr Körper vor mir mit jeder Sekunde mehr, die ich sie berührte und bezwang.

Es wäre ein Leichtes gewesen, sie jetzt zu küssen. Zu ficken. Alles mit ihr zu tun, was sich mein pervernes Hirn mehr und mehr ausmalte. Aber ich wusste auch, dass ich mir damit keinen Gefallen tat.

Das hier war genau die Art von Ablenkung, die ich nicht gebrauchen konnte. Das Gegenteil von Fokussierung und Konzentration. Mich derart dämlich an eine Braut ranzuschmeißen, die auch noch völlig irre zu sein schien, und länger als eine Sekunde an harten Sex mit ihr zu denken, warf mich zurück.

Ich wusste, dass ich nur eine Option hatte.

Zügig ließ ich sie los, bevor ich mich nicht mehr

kontrollieren konnte, suchte nach einem Stück Stoff und stopfte es ihr in den Mund, während die Prinzessin mich aufgebracht beschimpfte.

Dann löste ich ihre Fesseln, warf sie kurzerhand über meine Schulter und brachte sie aus meiner Wohnung, während sie kräftig auf meinen Rücken einschlug.

Anstatt den Fahrstuhl zu benutzen, nahm ich das Treppenhaus. Es ging immer tiefer und tiefer, bis ich nach draußen trat und sie abstellte.

»Letzte Warnung: Halt dich von der Spendengala fern. Und von mir.«

Damit trat ich wieder nach drinnen, bevor das kleine Ding noch auf die Idee kommen konnte, mir ihr kleines Spielzeugmesser in den Rücken zu rammen – oder etwas viel Verrückteres.